

Kultur

Objektyp: **Group**

Zeitschrift: **Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur**

Band (Jahr): **79 (1999)**

Heft 2

PDF erstellt am: **07.07.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Wolf Scheller,
Jahrgang 1944, ist
seit 1968 beim West-
deutschen Rundfunk
in Köln tätig.

«IM GRUNDE WURDE ER MIT DEN JAHREN IMMER MEHR ER SELBER»

Zum 100. Geburtstag von Erich Kästner am 23. Februar

Fabian springt von der Brücke ins Wasser, um einen kleinen Jungen zu retten. Der Junge schwimmt heulend ans Ufer, Fabian aber ertrinkt, weil er nicht schwimmen kann. So bizarr endet die «Geschichte eines Moralisten», wie Kästner seinen 1931 veröffentlichten Roman im Untertitel genannt hat. Ein deftiger Sittenroman, dessen Held im wirr-wüsten Berlin der dreissiger Jahre seinen Weg sucht und im phallischen Gedränge strauchelt. Als wär's ein Stück von ihm. Die Nazis schimpften den Autor des «Fabian» einen «Zersetzungsliteraten» und «Kulturbolschewisten übelster Art» – aber bis heute schwärmt die Kästner-Gemeinde von der bitteren Treffsicherheit, von dem Grossstadtaroma des «Fabian», den zu Herzen gehenden Abenteuern seines Helden.

«Ich bin ein Deutscher aus Dresden in Sachsen. / Mich lässt die Heimat nicht fort. / Ich bin wie ein Baum, der, in Deutschland gewachsen, / Wenn's sein muss, in Deutschland verdorrt.» Als Kästner diese Zeilen reimte, hatte er sich längst zur «inneren Emigration» entschlossen. Goebbels, der «Minister für literarische Feuerbestattung», liess auch seine Werke beim Autodafé am 10. Mai 1933 Unter den Linden in die Flammen werfen – in prominenter Reihung, gleich nach Karl Marx und Karl Kautsky. Der Autor stand, wie er später berichtete, mitten im Publikum, «eingekeilt zwischen Studenten in SA-Uniform, den Blüten der Nation, sah unsere Bücher in die zuckenden Flammen fliegen und hörte die schmalzigen Tiraden des kleinen abgefeimten Lügners». Es hätte schlimmer für ihn kommen können. Zweimal wurde er von der Gestapo zum Verhör zitiert. Man verhängte ein Schreibverbot. 1936, im Jahr der Olympischen Spiele in Berlin, konnte er noch einen Sammelband veröffentlichen, «Doktor E. K.s lyrische Hausapotheke». Dann ging nichts mehr – oder fast nichts mehr. Warum die Nazis das Schreibverbot gegen Kästner nicht generell und konsequent angewendet haben, ist bis heute unklar. Denn auch nach 1933 schrieb er – freilich unter Pseudonym – Texte fürs Kabarett und arbeitete an einem Roman «Emil 2». Unter Pseudonym konnte er schliesslich auch an mehreren Filmen mitwirken – mit der persönlichen

Erlaubnis von Goebbels, so am «Münchhausen» und an «Der kleine Grenzverkehr». Vielleicht hatte Kästner in den oberen Etagen der NS-Kulturbürokratie einflussreiche Gönner, die wiederum das Ohr des Reichspropagandaministers besaßen. Vielleicht war er den Nazis auch zu prominent, um ihn vollends mundtot zu machen. Immerhin war Kästner seit dem sensationellen Erfolg von «Emil und die Detektive» Ende der zwanziger Jahre ein Autor, den man in der ganzen Welt kannte. Und auch die später folgenden Kinderromane «Das verhexte Telephon», «Pünktchen und Anton» oder «Das fliegende Klassenzimmer» waren Bestseller, die in viele Sprachen übersetzt und an den Schulen im Ausland zur beliebten Lektüre für den Deutschunterricht wurden. In der Emigration hätte Kästner mit den Tantiemen vermutlich einigermaßen zurechtkommen können. Aber er wollte nicht weg aus diesem Deutschland, das an dem Devisenbringer Kästner durchaus interessiert war, ihm aber jedes öffentliche Schreiben und Auftreten im Lande untersagte. Was ihn bis zum bitteren Ende in Deutschland ausharren liess, hatte wahrscheinlich einen einzigen Grund: seine geliebte Mutter in Dresden.

Ein Schalk voller Melancholien

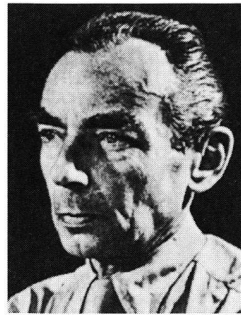
Amalia Ida Kästner, geborene Augustin, hatte den Sattlermeister Emil Kästner

kaum aus Neigung geheiratet. Die Alternative wäre das trostlose Dasein eines Dienstmädchens gewesen. Diese Ehe verlief alles andere als harmonisch. Die Mutter verachtete ihren Mann und konzentrierte sich gänzlich auf das Vorwärtkommen des Sohnes. Hieraus entwickelte sich nicht nur eine lebenslange Erziehungsdiktatur. Kästners Bindung an die Mutter blieb so stark, dass sie sich sogar in seinen Erzählungen ausprägen konnte. Die eifersüchtige und überdies kränkelnde Mutter im kriegsbedrohten Deutschland zurückzulassen, kam für ihn nicht in Frage.

So oft er kann, unterrichtet er die Mutter über alles, was ihm widerfährt. Auch seine erotischen Abenteuer meldet er pflichtgemäss nach Hause – und von denen gab es in seiner Berliner Zeit eine ganze Menge. Nur eben – sich fest an eine seiner Eroberungen binden, das wollte er wiederum auch nicht. Es gebe, so schrieb er nach Dresden, landesweit überhaupt *«keine leidenschaftlichen Mädchen»* mehr: *«Sie haben sich alle zugrunde onaniert, dass sie Männer einfach nicht mehr brauchen können.»* Er hätte es besser wissen können – und wusste es wohl auch. Aber gegenüber der Mutter musste er wohl die eine oder andere Ausrede erfinden. Das dominiert dann auch im Gedicht: *«Als sie einander acht Jahre kannten / (Und man darf sagen: Sie kannten sich gut) / kam ihre Liebe plötzlich abhanden. / Wie anderen Leuten ein Stock oder Hut.»*

Kästner war kein Held – das wusste er. Er war – wenn es so etwas überhaupt gibt – ein fröhlicher Melancholiker, *«ein Schelm und Schalk voller Melancholien»*, wie sein Freund Hermann Kesten ihn nannte. Eigentlich hatte er Lehrer werden wollen. Die Mutter hatte, um dem Sohn das Studium zu finanzieren, mit 35 Jahren einen Beruf erlernt: *«Frau Ida Kästner. Friseurin. Dresden – N., Königsbrücker Str. 48 III., empfiehlt sich zur Ausführung der einfachsten bis elegantesten Tages-, Ball- und Braut-Frisuren. Ondulation. Kopfwaschen. Gleichzeitig Ausübung der Gesichtsmassage.»*

In Leipzig promoviert Kästner über die Literaturauffassung *Friedrichs des Grossen*. Kaum fertig damit, wechselt er nach Berlin. Dort in den wilden Zwanzigern, war er dem Rockschoß des Matriarchats nicht mehr so dicht ausgeliefert wie in Leipzig,



Erich Kästner

Die Mutter
hatte, um dem
Sohn das
Studium zu
finanzieren,
mit 35 Jahren
einen Beruf
erlernt.

auch wenn sich die Mutter weiterhin um ihn sorgte und ihm mehrfach riet: *«Iss tüchtig und schick die Wäsche!»* Man schrieb das Jahr 1927. Das Wetterleuchten am Horizont zeigte für jene, die sehen konnten, das unheilvolle Finale an. Die von links und rechts verachtete Republik lag in den letzten Zügen, auf den Strassen der Hauptstadt prügelte sich SA mit Rot-Front. Doch Kästner, Freund der Frauen des guten Lebens, produzierte mit enormem Arbeitspensum Journalistisches für den Tagesgebrauch. *«Ja, das Kaffeehaus war sein Musensitz, sein Arbeitszimmer, der Treffpunkt für seine Freunde und Freundinnen, sein Büro, wo er seinen Sekretärinnen in Berlin (...) diktierte»*, erinnerte sich Hermann Kesten, der den Freund im Kreis der *«Weltbühne»* kennengelernt hatte. *«Wir kamen beide aus der Provinz, Kästner aus Dresden, ich aus Nürnberg. Wir waren beide radikal und keine Marxisten. Beide waren wir Pazifisten, ohne einem Pazifistenbund anzugehören. Wir schlossen uns keiner politischen Partei an und ergriffen Partei, politisch und literarisch, wo es um Gerechtigkeit ging, um die Freiheit und gegen alle soziale Unterdrückung, gegen Militarismus, Chauvinismus und Unmenschlichkeit.»* Letztere unangenehme Eigenschaft hatte Kästner während seines Militärdienstes am eigenen Leib erfahren müssen, mit Konsequenzen für seine Gesundheit bis ins Alter. Dem Ausbilder, der ihn damals schindete, widmete er die Zeilen: *«Er war ein Tier. / Und er spie und schrie. / Und Sergeant Waurich hiess das Vieh.»*

Der Ton der Zeit

«Kennst Du das Land, wo die Kanonen blühen?» fragte der Dichter in seiner Antikriegslyrik, und in *«Jahrgang 1899»* hiess es: *«Dann holte man uns zum Militär. / Bloss so als Kanonenfutter. / In der Schule wurden die Bänke leer, / Zu Hause weinte die Mutter.»* Kästner traf mit diesem Ton den Geist, die Stimmung der Zeit, denn die meisten hatten vom Krieg die Nase voll. Sich selbst sah er als *«Gebrauchslyriker»*, und Marcel Reich-Ranicki notierte: *«Er war witzig. Also nahm man ihn nicht ganz ernst. Er war ein typischer Volksschriftsteller. Also misstraute man ihm.»* Tucholsky, der Kästners *«prachtvolle politische Satiren»* lobte, vermisste freilich so

etwas wie eine eindeutige Parteinahme: «Da pfeift einer, im Sturm, bei Windstärke 11 ein Liedchen.»

Es gab dann bald nichts mehr zu pfeifen. Im Krieg – 1944 – wird Kästners Wohnung in Berlin ausgebombt. Kästner, der nicht hatte weggehen, sondern eine «Ameise» hatte sein wollen, «die Tagebuch führt», stand wie so viele Deutsche vor dem Nichts. «In einem Regal meiner Berliner Bibliothek stand, unauffällig zwischen anderen Bänden, während des Dritten Reiches ein blau eingebundenes Buch, dessen Blätter, wenigstens in der ersten Zeit, völlig weiss und leer waren (...) Der unverfängliche «Blindband» wurde mein Notizbuch für verfängliche Dinge. Die leeren Seiten füllten sich mit winziger Stenographie. In Stichworten hielt ich, als seien es Einfälle für künftige Romane, vielerlei fest, was ich nicht vergessen wollte. Und dreimal begann ich Tagebuch zu führen, jeweils sechs Monate lang, in den Jahren 1941, 1943 und 1945 (...) Bis Ende 1943 stand das blaue Buch, auf sichtbarste verborgen, zwischen viertausend anderen Büchern im Regal. Dann steckte ich es, da die Luftangriffe auf Berlin bedenklicher wurden, zu dem Reservewaschbeutel, der Taschenlampe, dem Bankbuch und anderen Utensilien in die Aktenmappe, die ich kaum noch aus den Händen liess. So entging es dem Feuer, als im Februar 1944 die anderen viertausend Bücher verbrannten. Und so existiert mein «Blaubuch» heute noch, genau wie das Bankbuch. Beides sind Dokumente. Die Eintragungen im Bankbuch haben mittlerweile jeden Wert verloren, die Notizen im Tagebuch hoffentlich nicht.»

«Woran arbeiten Sie, Herr Kästner?»

Der Krieg war zu Ende, Deutschland ein einziges Trümmerfeld. Kästner wurde in München Feuilletonchef der von den Amerikanern lizenzierten «Neuen Zeitung» mit Hans Habe als Chefredakteur. Erfolgreich waren Kästners Bücher auch nach dem Krieg, etwa die pazifistische Fabel «Die Konferenz der Tiere», aber den «Roman der Jahre 1933 bis 1945 zu schreiben» – das überstieg denn doch seine Möglichkeiten: «Man kann eine zwölf Jahre lang anschwellende Millionenliste von Opfern und Henkern architektonisch nicht gliedern. Man kann Statistik nicht komponieren. Wer es unternähme, brächte keinen grossen Roman

Gelegentlich
warf man Kästner
in der
Öffentlichkeit
auch vor, nicht
ausreichend
widerstanden
zu haben,
und es fiel im
leicht, solch
besserwisse-
risch nach-
gereichte
Ermahnungen
zu entkräften.

zustande, sondern nur ein unter künstlerischen Gesichtspunkten angeordnetes, also deformiertes blutiges Adressbuch...»

Hoch geehrt, mit zahlreichen Preisen ausgezeichnet, geliebt, bewundert, wählte man ihn zum PEN-Präsidenten. Gelegentlich warf man ihm in der Öffentlichkeit auch vor, nicht ausreichend widerstanden zu haben, und es fiel im leicht, solch besserwisserisch nachgereichte Ermahnungen zu entkräften: «Weil keiner unter uns überhaupt niemand die Mutfrage beantworten kann, bevor die Zumutung an ihn herantritt. Keiner weiss, ob er aus dem Stoff gemacht ist, aus dem der entscheidende Augenblick Helden formt.» Aber einer Rehabilitation bedurfte Kästner ohnehin nicht. Er war geprägt von den Erfahrungen der Weimarer Demokratie, ihrer Brüchigkeit, ihrer Anfälligkeit für radikale Parolen. Mit dem «kommunistischen Fimmel» dieser Jahre konnte er nichts anfangen, und trotz seiner grossen Erfolge als sogenannter Kinderbuchautor war Kästner ein durch und durch politischer Schriftsteller. Aber: «Das Leben ist nicht nur rosafarben und nicht nur schwarz, sondern bunt.»

Irgendwann im Alter hat Ida Kästner ihrem Sohn seinen wahren leiblichen Vater verraten: Das war der königlich-preussische Sanitätsrat Dr. Emil Zimmermann, Hausarzt der Familie Kästner und Gemeinderat der Israelitischen Religionsgemeinschaft in Dresden. Diese Abstammung ist zwar nicht hundertprozentig erwiesen, aber sie erklärt in gewisser Weise das grundlegend gestörte Eheverhältnis zwischen Ida Kästner und ihrem Mann. Vielleicht erklärt es auch die standhafte Weigerung Kästners, sich jemals ehelich zu binden. Seine Lebensgefährtin Luiselotte Enderle litt Eifersuchtsqualen unter dem unstillen Liebesleben ihres Erich, der noch im fortgeschrittenen Alter fröhlich am Fenster seines Cafés sass und sich an den die Strasse passierenden Damen ergötzte: «Heute sind sehr viele Busenträgerinnen unterwegs. Das freut und erwärmt mein alterndes Herz.»

Das Ende kam für den «Sänger der kleinen Leute» am 29. Juli 1974. Kästner starb im Krankenhaus an Speiseröhrenkrebs. Über seine letzten Jahre sagte sein Freund Hermann Kesten: «Im Grunde wurde er mit den Jahren immer mehr er selber. Auf die Frage: «Woran arbeiten Sie, Herr Kästner, an einem Roman?» – antwortete er: An mir.» ♦

Drei neue Kästner-Biographien zum 100. Geburtstag:

Franz Josef Görtz/Hans Sarkowicz, Erich Kästner, Piper Verlag, München 1998.

Sven Hanuschek, Keiner blickt dir hinter das Gesicht, Carl Hanser Verlag, München 1998. Isa Schikorsky, Erich Kästner, Deutscher Taschenbuch Verlag, München 1998.

NATUR ALS NAIVE AHNUNG

Franz Hohlers eindrucksvolle Novelle «Die Steinflut»

Heinz Ludwig Arnold, geboren 1940 in Essen, lebt als freiberuflicher Publizist in Göttingen: seit 1963 Herausgeber der Zeitschrift für Literatur TEXT + KRITIK, seit 1978 des Kritischen Lexikons zur deutschsprachigen Gegenwartsliteratur (KLG) und seit 1983 des Kritischen Lexikons zur fremdsprachigen Gegenwartsliteratur (KLGfG). Seit 1995 Honorarprofessor an der Universität Göttingen. Zahlreiche Veröffentlichungen zur deutschen Literatur. Zuletzt erschienen: «Das erotische Kabinett» (Hg., 1997), «Blech getrommelt, Günter Grass in der Kritik» (Hg., 1997), «Die deutsche Literatur seit 1945». Deutschstunden 1967–1971» (Hg., 1997). «Die deutsche Literatur seit 1945». Unvollendete Geschichten 1972–1977» (Hg., 1998).

Mit einem einzigen, ihrem ersten Satz entfaltet Franz Hohler den Rahmen für seine Novelle «Die Steinflut»: «Als die siebenjährige Katharina Disch mit ihrem vierjährigen Bruder Kaspar am Freitag, dem 9. September 1881 das Haus ihrer Grossmutter betrat, wusste sie nicht, dass sie erst wieder bei ihrer Hochzeit von hier weggehen würde.» Das klingt wie der Beginn eines dokumentarischen Berichts und baut zugleich die Erwartung des Lesers und die novellistische Spannung der Geschichte auf.

Die Novelle spielt in den Schweizer Bergen, und ihr äusserlicher Verlauf ist eigentlich ganz kurz erzählt: Der Vater hat Katharina und Kaspar für ein paar Tage aus der «Meur», dem Gasthof der Eltern im Dorf unten im Tal, hoch zur «Bleiggen» geschickt, auf den Hof der Grossmutter am Hang über dem Tal. Denn ihre Mutter ist in die Wehen gekommen, und bis nach der Geburt sollen die beiden dort oben versorgt werden. Als Verwandte die Nachricht bringen, dass ein Schwesterchen zur Welt gekommen ist, will die Grossmutter die beiden wieder hinunter ins Dorf bringen. Doch Katharina möchte noch für eine Nacht bei der Grossmutter bleiben. Also bringt die Grossmutter nur den Kaspar hinab ins Untertal. Bald danach geht auf das Dorf eine Steinflut nieder, es wird mit samt allen Bewohnern von einem Bergabbruch begraben. Nur Katharina überlebt, mit ihrer Tante und deren Kind.

Franz Hohler erzählt seine Novelle sprachlich sehr genau und geradezu unspektakulär. Und dennoch vermittelt er dem Leser von Anfang an ein spürbares Unbehagen, führt ihn mit den Kindern in eine unberechenbare Situation. Der Gang der beiden Kinder durchs Tal wird begleitet von Signalen der Gefahr. Seit Tagen regnet es, die Landschaft ist grau und düster, der Bach führt viel zuviel Wasser. Da ist ein Rumpeln am Hang, die Tiere sind aufgereggt, ein Pferd wiehert so stark, dass Katharina erschrickt. Kaspar will nicht von ihrer Hand. Es gewittert schliesslich, und Blitze erscheinen am Himmel «wie böse Spinnennetze». Genau und wohl-

doziert inszeniert Hohler, wie die Natur spricht und zu drohen scheint. Auf geradezu klassische Weise bereitet Hohler seinen novellistischen Höhepunkt vor, füllt den Erzählraum mit Landschaft, Menschen, Tieren, deren Zusammenspiel die leise Gefährdung immer lauter werden lässt, bis dann plötzlich die Steinflut abgeht – aber nicht als Überraschung, sondern wie eine Notwendigkeit. Auch sie wird im Grund ruhig erzählt – Hohler dramatisiert nicht und erhöht gerade damit die Wirkung seines Erzählens.

Denn nicht nur Natur und kreatürliches Verhalten sind Thema dieser Novelle. Es geht darin auch um das soziale Verhalten der Menschen in diesem Tal. Kaum einer scheint die Signale der Natur vernehmen zu wollen, kaum einer jedenfalls reagiert darauf. Nur Katharina wirkt da wie das Medium einer naiven Ahnung. Ihr pocht das Herz, als die Onkel samt deren Freunden, die am Tische der Grossmutter versammelt sind, über die Gefahren des Berges und der Gefährdung des Untertals diskutieren. Es sind Baumfäller darunter, die zwar dem Hang misstrauen, weil der vom Regen weichgeworden ist und vom gefällten Holz unter Druck gesetzt wird, und Arbeiter, die im Untertal Schiefer abbauen. Aber alle sind angewiesen auf die paar Franken, die sie bei ihrer gefährlichen Arbeit verdienen. Ihre Not lässt Angst nicht zu. Nur Fridolin äussert Bedenken, und «auf einmal hatte [Katharina] das Gefühl, er sei der einzige, dem sie trauen könne, und die anderen verständen nichts».

Es sind diese kleinen Hinweise, die die Figur der Katharina konturieren, die sie absetzen von dem anderen Personal. Und diese Katharina Disch hat es tatsächlich gegeben, ihr will Hohler mit dieser Novelle, in der er sie gleichsam neu erfindet, ein Denkmal setzen.

Hohler gelingt aber noch etwas anderes: Mit wenigen Strichen zeichnet er das Bild von einer fast archaischen Gesellschaft, die noch mehr der Natur als dem technologischen Wandel ausgesetzt ist. Und von einer Natur, die sich durch diesen Wandel nicht zähmen lässt. ♦

Franz Hohler, Die Steinflut, Luchterhand Verlag, Darmstadt, 1998.

MÄHDRESCHER IN DER GEWITTERNACHT

Jürg Acklins Roman «Der Vater»

Anton Krättli,

geboren 1922, studierte und promovierte in Germanistik und Geschichte an der Universität Zürich, war Feuilletonredaktor in Winterthur und von 1965 bis 1993 Kulturredaktor der «Schweizer Monatshefte», wo die meisten seiner Aufsätze und Kritiken erschienen. Er lebt als Literatur- und Theaterkritiker in Aarau und ist unter anderem auch Mitarbeiter des «Kritischen Lexikons der deutschsprachigen Gegenwartsliteratur». 1976 wurde er mit einer Ehrengabe des Kantons Zürich, 1994 mit dem Aargauer Literaturpreis ausgezeichnet.

Fast aufdringlich und furchterregend arbeiten in Nähe und Ferne die Mähdrescher, während sich abspielt, was der Autor erzählt. Wie gefräßige Ungeheuer schneiden sie die Felder kahl, so dass nur noch die Stoppeln übrig bleiben. Ein Symbol? Jürg Acklins Bücher «Das Tangopaar» und «Froschkonzert» sind Beispiele dafür, wie er Lebensprobleme in unerbittlicher Konsequenz darstellt, nämlich konzentriert in eine groteske, den Realismus phantastisch übersteigernde Handlung. Nähe und Distanz in der Ehe, Abschiebung der Alten aus der Gesellschaft und der Aufstand der Betroffenen sind die Themen; im neusten Buch geht es um die zwischen Liebe und Hass schillernde Beziehung des Sohnes zu seinem Vater.

Keines dieser Werke hat den Umfang eines grossen Romans, und vielleicht ist die Gattungsbezeichnung, die sie dennoch im Titel tragen, auch aus anderen Gründen nicht ganz gerechtfertigt. Denn ihr Ausgangspunkt ist ein drastischer Einfall, ihre Durchführung die mögliche Konsequenz. Der Kurzroman «Der Vater» ist ein weiteres Beispiel. Die Erzählung beginnt damit, dass Walter den starrsinnigen, vergesslichen und mit Pampers gesicherten Greis in einem für die Beine durchlöchernten Rucksack den langen Weg vom Altersheim bis fast zur Blockhütte trägt, die beide zusammen vor Jahren auf einer Anhöhe weit ausserhalb der Stadt gebaut haben. Der Vater hat im Altersheim wieder einmal durchgedreht und aus Protest gegen seine Internierung einen Zimmerbrand ausgelöst. Der Sohn, durch eine kurze Nachricht seiner Frau alarmiert, trifft auf ein Chaos. Vom kurz geschnittenen Rasen und den gepflegten Rabatten vor dem Gebäude gelangt er in eine Welt, in der ihn nicht nur säuerlicher Altersgeruch anweht, sondern eine Atmosphäre der Empörung, Aufregung, Angst und Wut. Beissender Rauchgeruch, Wasserlachen am Boden, Feuerwehrschräuche in den Gängen, dann der Vater im Rollstuhl, ein Polizist und der Heimleiter. Man will den renitenten Mann nun endgültig verlegen, seine Anwesenheit im Heim ist nicht mehr zu verantworten. Er ist gemeingefährlich, sagt der Heimleiter, alle Insassen hätten umkommen können. Aus dem

Hintergrund vernimmt man die dünne Stimme einer Spitznasigen, die mehrmals wiederholt, sie alle hätten in ihren Betten erstickt oder verbrennen können. Um den Vater vor der Einweisung in eine psychiatrische Pflegeanstalt zu bewahren, ergreift der Sohn mit dem Alten auf dem Rücken die Flucht. Er hat ihn zunächst gebadet, abgetrocknet und frisch angezogen, dann die immer noch grosse Aufregung im Hause benutzt, um unbemerkt mit seiner leichten Bürde auf die Strasse zu gelangen.

Spannungsabfall

Diese Szene ist meisterhaft erzählt. Exakte Beobachtungen, die den Schellenursli an der Wand ebenso einbeziehen wie die am Boden knienden Schwestern, die das Löschwasser aufnehmen, die Empörung des Heimleiters und die betretene Stimmung in den Zimmern, deren Türen offen stehen, fügen sich zum Abbild einer aussergewöhnlichen Situation. Der lange Marsch aus der Stadt zum Wochenendhaus vermag indessen weder Dichte noch Lebendigkeit dieses gegliederten Anfangs zu halten. Der Vater, der schon im Heim hartnäckig jede Antwort verweigert hat, bleibt auch auf dem Rücken des Sohnes stumm. Dessen Rede ist ein endloser Monolog. Er erinnert sich an die Kindheit, die Mutter, den behinderten Bruder, und er erinnert sich auch daran, dass auf dem Zettel, den seine Frau auf dem Küchentisch hinterlassen hatte, nach der knappen

Jürg Acklin, *Der Vater*, Roman, Nagel & Kimche AG, Zürich/Frauenfeld 1998.

Nachricht aus dem Altersheim noch die lapidare Bemerkung stand: *«So geht das mit uns nicht mehr weiter.»* Das zum Beispiel gibt dann Anlass für unbeantwortete Fragen. Hatten Vater und Mutter die gleichen Eheprobleme? Der Monolog wechselt sprunghaft die Themen, aber länger verweilt er bei einer Erinnerung, die den Sohn gerade jetzt heimsucht, da er den stummen Vater auf seinem Rücken trägt. Er erinnert sich nämlich daran, wie ihm, als er noch ein Knabe war, das Versprechen abgenommen worden war, wenn der Vater einmal gestorben sei, müsse Walter seine Asche auf der Anhöhe beim Wochenendhaus ausstreuen. Während er in der warmen Sommernacht voranschreitet, malt sich der Sohn nicht nur die sonderbare Mission plastisch aus, wie er da mit der Urne auf den Knien im Tram sitzt, sondern phantasiert sich absurde Zufälle hinzu, die ihm auf seiner Fahrt begegnen könnten. Die Abrechnung mit dem stummen Greis bleibt unentschieden. In seiner Kindheit hat er den Mann, der ihm und seinen Kameraden zeigte, wie man Schneeburgen baut, als Vorbild bewundert. War er das wirklich? Es tauchen auch andere Erinnerungen auf, an den Bruder, der seit seiner Geburt behindert ist, an Vaters erfolgreiche Erfindung eines Elektrogeräts für das Hundehalsband, über das man dem Vierbeiner auf grosse Entfernung mittels Fernsteuerung einen Schlag versetzen und ihn dadurch zum Gehorsam dressieren konnte.



Urszene für Jürg Acklins Roman? Aeneas trägt seinen Vater Anchises auf den Schultern aus dem brennenden Troja. Römische Münze. 49 und 47 v. Chr.

Während des langen Monologs kehrt der Blick immer wieder auf die Mähdrescher zurück, die in der Nacht, in der ein Gewitter droht, das Getreide ernten.

Dieses Gewitter, mit Regen und Hagel, löst die Katastrophe aus. Es ist der Fahrer eines Mähdreschers, der dem Sohn durchs Handy mitteilt, seine Mutter sei gestorben, aber der behinderte Bruder, der auf der verzweifelten Suche nach Hilfe einen Zitterkrampf erlitten habe, sei jetzt in bester Obhut. Da beginnt der Vater im Rucksack auf einmal *«Hoppe, hoppe, Reiter»* zu singen und dabei so heftig zu wippen, dass der Sohn auf dem glitschigen und steilen Weg ausgleitet und so unglücklich stürzt, dass der alte Mann das Genick bricht und stirbt. Die Mähdrescher, die dem Wanderer mit der Greisenlast stets gegenwärtig waren, mechanische Monster in der Sommernacht, haben grausam zugeschlagen. Sie verschlingen nicht nur das Getreide, behalten die Körner im eisernen Bauch und scheiden Strohbällchen aus. Sie sind die Nemesis, sie verkünden den Untergang. Der Schluss des Romans ist dramatisch, ein letztes Aufflackern des grellen Lichts, in dem die Erzählung eingesetzt hat. Es ist nicht nur der im schroffen Gegensatz dazu eher ruhige, in mühsamen und fruchtlosen Gesprächsversuchen voranschreitende Monolog, der diesen Schluss als reichlich aufdringlichen Knalleffekt erscheinen lässt. ♦

Ein Blatt

*Ich sass die heisse Nacht hindurch
unterm Sternbild der Sonnenblume –
Und siehe, der Tag kam: Rot
und erlöschend der Herbst.*

Alexander Xaver Gwerder

*Im vergangenen Herbst erschien im Limmat Verlag,
herausgegeben von Roger Perret, die dreibändige
Ausgabe der Werke und Briefe von Alexander Xaver
Gwerder.*